

Das aktuelle theologische Buch

FRANZ ANSGAR (Hg.), *Streit am Tisch des Wortes? Zur Deutung und Bedeutung des Alten Testaments und seiner Verwendung in der Liturgie*. (Pietas Liturgica 8). Eos, St. Ottilien 1997. (927, 38 farb. Abb.). Geb. DM 248,-/S 1.810,-/sFr 220,-.

Zu den Früchten der nachkonziliaren Liturgiereform gehört zweifellos, daß atl. Texte in einem bisher in der römischen Tradition nicht gekannten Maße Eingang in die gottesdienstlichen Feiern gefunden haben. Volkssprachigkeit der Liturgie, schriftbezogene Predigten und eine Leseordnung, nach der außerhalb der Osterzeit zumindest in den Meßfeiern der Sonn- und Feiertage eine atl. Lesung vorgesehen ist, sind gemeinsam eine Hilfe, daß die Einheit der Bibel und die bleibende Verbindlichkeit auch der erstbündlichen Schriften im Gottesdienst und damit im kirchlichen Leben von allen wahrgenommen werden können. Daß im katholischen Gottesdienst „der Tisch des Gotteswortes reicher bereitet“ und „die Schatzkammer der Bibel weiter aufgetan“ (SC 51) wurde, wird offensichtlich einhellig begrüßt.

Gerade weil aber die atl. Schriften auf diesem Weg eine bisher in den liturgischen Ordnungen nicht realisierte Bedeutung gewonnen haben, kann es nicht verwundern, daß die konkreten gottesdienstlichen Leseordnungen und die damit mittlerweile verbundenen Erfahrungen Fragen aufwerfen, die sich in den 60er Jahren zumindest nicht mit gleicher Schärfe gestellt haben. In diesen Zusammenhang gehört der vorliegende Sammelband, der ausgehend von zehn Referaten einer im „Jahr der Bibel“ (1992) veranstalteten Tagung zu einem voluminösen Kompendium mit 40 Beiträgen geworden ist. Wie auch bei früheren Bänden der sorgfältig und qualitativ edierten Reihe „Pietas Liturgica“ erschweren allerdings Umfang und Preis eine breite Rezeption und Diskussion über den engeren Bereich der Wissenschaft hinaus. Das ist freilich bedauerlich; denn der Band hat in vielfacher Hinsicht Praxisrelevanz, die auch bei

einer notwendigerweise auswählenden Besprechung deutlich werden sollte.

Zugänge zu atl. Texten dokumentiert der erste Teil (17–355). Allein sechs Beiträge befassen sich mit dem Opfer des Isaak in Gen 22, einem „der sperrigsten, ja auch skandalösesten Texte der ganzen Bibel“ (17). Hier geht es wie in den acht weiteren Aufsätzen dieses Teiles nicht nur um die Möglichkeiten und Grenzen der historisch-kritischen Exegese christlicher Tradition. Gefragt wird auch nach den Deutungen jüdischer, allegorischer, typologischer und spiritueller Exegese. Darüber hinaus werden Zugänge aus der Perspektive der Psychologie, der Religionspädagogik, der Dichtung, der Kunst und der Musik aufgezeigt. Daß auch heute solche Formen der Auseinandersetzung mit den biblischen Texten legitim sind, könnte etwa im Blick auf die insgesamt doch noch eher seltene Predigt über atl. Lesungen anregend sein.

Mit der Frage nach dem Verhältnis der beiden Testamente zueinander wird im zweiten Teil eine der derzeit spannendsten Fragen des bibeltheologischen Gesprächs in sieben Artikeln thematisiert (357–490). Konkret lautet die entscheidende Kernfrage für die Christen mit den Worten von Henning Graf Reventlow, „wie das Bekenntnis zum endgültigen Handeln des Gottes Israels in Jesus Christus für alle Menschen gültiger Maßstab für den Umgang mit dem Alten Testament bleiben kann, ohne es in früher üblicher, aber inzwischen als unzulässig erkannter Weise zu christianisieren“ (369f). Diethelm Michel betont die Differenz des heutigen Judentums zum AT und kann dann sagen: „Schließlich hat historisch das Alte Testament zwei Fortsetzungen gehabt, das Judentum und das Christentum, die beide überzeugt waren, mit Recht die im AT angelegte und von der Sache des AT her gemeinte Fortsetzung zu sein. Das ist deshalb möglich, weil das AT in sich verschiedene Strömungen und Tendenzen enthält, die dann eben in verschiedene Fortsetzungen gemündet sind“ (390). Doch selbst wenn „das heutige Judentum von den alttestamentlichen Texten durch einen genauso breiten historischen Graben getrennt ist wie das heutige Christentum“

(375), bleibt für den Rez. die Frage, ob diesem „historischen Graben“ auch eine theologische Äquidistanz entspricht.

Eine größere Solidarität der Christen mit dem Judentum scheint auf bei Erich Zenger, der darauf hinweist, daß wir bei der Lektüre des von ihm auch „Erstes Testament“ genannten Teiles der Bibel „nicht nur Schulter an Schulter mit dem Juden Jesus, der Kraft und Maß unseres Christ-Seins ist, sondern ebenso Schulter an Schulter mit dem heutigen Judentum“ (401) stehen. Innerhalb der Kirche und ihrer Liturgie wären dann freilich „die beiden Teile der christlichen Bibel so miteinander zu korrelieren und zu konfrontieren, daß ein produktiver Streit um die Wahrheit entsteht“ (399). Deshalb muß das AT „Eigenwort mit Eigenwert“ (397) bleiben, damit es „seine Rolle als Herausforderin, Rivalin und Kommentatorin des Neuen Testaments“ (399) spielen kann. Es ist eine notwendige Ergänzung des NT. Denn während das NT „in der Gestalt Jesu Christi sozusagen die Idealgestalt erlösten Lebens und Sterbens verkündet, konfrontiert das Erste Testament stärker mit der Realität des Durchschnittsalltags“ (401). Ergänzend hierzu sei auf eine hermeneutische Nebenbemerkung bei Hansjakob Becker hingewiesen, der damit rechnet, „daß das Neue Testament und speziell die Evangelien bestimmte Themen nicht deshalb nicht aufgreifen, weil sie unwichtig oder abgetan wären, sondern weil sie bereits in der Bibel Jesu, dem AT, enthalten sind“ (648). Und Rolf Zerfaß erinnert daran, daß sich in den ntl. Perikopen die Kirchenthematik immer wieder in den Vordergrund drängt und gerade deshalb die Beschäftigung mit den atl. Texten eine „Rückbindung und Unterordnung der Kirchenthematik unter die Frage, wer Gott für uns ist und ob auf ihn Verlaß ist“ (864), fördert.

Zenger schließt seine „Thesen zu einer jüdisch-christlichen Hermeneutik des sogenannten Alten Testaments“ mit der Forderung nach „einem erneuerten Umgang der christlichen Liturgie mit dem Ersten Testament“ (401). Genau um dessen Stellenwert im Gottesdienst geht es im dritten Teil des Buches (491–868). Dabei wird älteren und

neueren Leseordnungen große Aufmerksamkeit geschenkt. Zentral ist der von Hansjakob Becker schon mehrfach vorgestellte, hier jedoch umfangreich dokumentierte Vorschlag einer Leseordnung, bei der an den Sonntagen nach Pfingsten atl. Perikopen in einer „heilsgeschichtlichen“ Reihenfolge die bestimmenden Texte für die Auswahl der ntl. Schriftlesungen sein sollen (659–689): „So wie der Gläubige in jedem Kirchenjahr von neuem den Weg Jesu von der Geburt bis zur Auferstehung geht [Doch stimmt diese Voraussetzung? Die Zeit zwischen Weihnachts- und Osterfestkreis ist nicht Abbildung der Lebenszeit Jesu! Anm. des Rez.], so soll er auch jedes Jahr die Stationen des Weges von der Urgeschichte bis zur Zeitenwende kennenlernen“ (670f).

Die kritischen Anmerkungen Zengers dazu (691f) sind mittlerweile bereits ergänzt durch Norbert Lohfink (vgl. BiLi 70. 1997, 218–232). Abgesehen vom „heilsgeschichtlichen“ Konzept, dessen Tragfähigkeit nach den Jahren „heilsgeschichtlicher“ Hochkonjunktur mittlerweile bezweifelt wird, scheint es grundsätzlich problematisch, eine verbindliche Leseordnung auf der Grundlage von theologischen Ideen zu entwerfen, die sich nicht aus der Schrift und ihrem Kanon selbst ergeben (vgl. 653 bei Adrien Nocent einen entsprechenden Hinweis auf die Skepsis gegenüber exegetischen Hypothesen bei der Arbeit an der nachkonziliaren Leseordnung). Die zahlreichen Anfragen an die konkrete Auswahl der atl. Texte im Blick auf die Sonntagsevangelien beruhen ja nicht zuletzt darauf, daß die theologischen Auswahlkriterien einseitig sind beziehungsweise dem AT und seinem Eigenwert nicht gerecht werden. Vor diesem Hintergrund verdient der in diesem Sammelband leider nur erwähnte, von Georg Braulik entwickelte Vorschlag einer sonntäglichen Tora-Bahnlesung besondere Aufmerksamkeit, weil ihm ein schrift-beziehungsweise kanonimmanentes Auswahlkriterium zugrundeliegt. Eine Gefahr der von Becker entwickelten Perikopenordnung kann beispielhaft illustriert werden: Die eindrucksvolle und ermutigende Auslegung der David-Geschichte,

mit der Rolf Zerfaß den vorliegenden Sammelband beschließt (855–868), wird dem atl. Text sicher gerecht, hätte sich aber kaum angeboten, wenn der Lesung aus 1 Sam 17 als Evangeliumstext Mt 18,1–4 beigegeben wird, wie es von Becker für den 15. Sonntag nach Pfingsten im Lesejahr B vorgesehen ist (683). So ist zu befürchten, daß eine einheitliche Leitidee aller Meßtexte in einem verbindlichen und auf Dauer angelegten Ordo (womöglich incl. entsprechender Perikopenorationen) am Ende doch die Offenheit der biblischen Texte eher einschränkt. Wird eine katechetische Überformung der Meßfeier vermieden, könnte allerdings für einzelne Gottesdienste mit Gewinn die Perikopenkombinationen Beckers fruchtbar gemacht werden.

Auf dem Hintergrund einer stärkeren Betonung des Eigenwertes des AT und seines gleichberechtigten Platzes in der Schrift wird verschiedentlich Kritik am Ritual des Wortgottesdienstes und der liturgischen Herausstellung des Evangeliums geübt (eigenes Buch, Hören im Stehen, Vortrag durch Diakon oder Priester, Ehrung durch Weihrauch und Kerzen). Daß im Evangelium Christus selbst begrüßt wird und deshalb damit keine Abwertung des AT verbunden ist, zeigt Benedikt Kranemann (759–768). Ergänzend sei angefügt: Gerade wenn das AT nicht oberflächlich christologisiert werden darf, kommt das unterscheidend Christliche gerade dort zum Ausdruck, wo von Jesus Christus gesprochen wird. So sehr es theologisch schwierig ist, den Mehrwert der Evangelien gegenüber den anderen Schriften zu begründen, so sehr ist es doch eine Tatsache, daß die Evangelientexte in der Frömmigkeit die personale Beziehung zu Jesus Christus in ausgezeichneter Weise (mehr auch als die meisten anderen ntl. Texte) symbolisieren und fördern konnten.

Auch eine längere Rezension kann einem so umfangreichen Werk kaum gerecht werden. Eine eigene Auseinandersetzung verdient sicher nicht nur die „Erwägungen zur kirchlichen Lehre von der Heiligen Schrift“, die Johannes Brosseder in Münster vorgetragen hat (459–478; hilfreich und spannend 479–490 das Wortprotokoll einer

darauf bezogenen – kontroversen! – Aussprache). Auch die Überlegungen zum Problem atl. Frauenperikopen (im Horizont der Frage nach der Frauenliturgie insgesamt behandelt von Birgit Janetzky 725–749) oder der liturgischen „Verwendung von heiligen Schriften nicht-christlicher Herkunft“ (Anand Nayak 751–758) enthalten theologischen und liturgischen „Sprengstoff“. Dankbar für die umfangreichen Register (875–927) werden nicht nur jene sein, die nicht das ganze Werk durcharbeiten können. Der Band will nicht eine Diskussion beschließen, sondern eine Auseinandersetzung fördern. Mit seinen zahlreichen theologischen, biblischen, liturgischen, homiletischen und spirituellen Anregungen könnte ihm dies gelingen.

Linz

Winfried Haunerland